

Die Ur-Szene

Das prägende Kindheitserlebnis und seine Folgen

Bearbeitet von
Ernest Borneman

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 428 S. Paperback

ISBN 978 3 596 30571 1

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

Gewicht: 469 g

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Psychologie: Allgemeines > Psychologie: Sachbuch, Ratgeber](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ernest Borneman

Die Ur-Szene

Das prägende Kindheitserlebnis und seine Folgen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

1	Die Mutter	9
2	Der Vater	45
3	Die Frau	113
4	Der Mann	150
5	Das Kind	172
6	Die Liebe	239
7	Die Freundschaft	279
8	Die Sprache	311
9	Die Schrift	339
10	Die Musik	355
11	Die Politik	371
	Nachwort	
	zur Taschenbuchausgabe	
	405	
	Namenregister	
	419	

Die Mutter

Meine früheste Kindheitserinnerung knüpft sich an einen Ort namens Pulvermühle, einen Ausflugsort, vielleicht eine Gastwirtschaft, in Pommern. Ich war zu Besuch bei meiner Tante Käthe in Altdamm, einer Kleinstadt am Stettiner Haff. Es war Sonntag, wir waren in einer gemieteten Pferdekutsche ins Grüne gefahren. Ich hatte gerade laufen gelernt und stolperte den Hühnern, Tauben und Gänsen nach, gefolgt vom Gelächter der Erwachsenen, die unter Obstbäumen auf grünlackierten Stühlen an einem grünlackierten Tisch saßen und bei Kaffee und Kuchen so tief ins Tratschen gerieten, daß sie mich nach einer Weile vergaßen. Der Krieg war zwei Jahre alt, es muß Juli oder August 1916 gewesen sein, aber hier auf dem Lande gab es noch Zucker und Eier. Der Kaffee jedoch, sagt meine Tante, war Gerste, »Blümchenkaffee«.

Ich hatte einen Teich entdeckt, auf dem Enten schwammen, und ging ihnen nach. Das Wasser war warm und angenehm, ich wäre glücklich ertrunken, wenn ein anderes Kind nicht schreiend zu den Erwachsenen gelaufen wäre, um mich zu verpetzen. So wurde ich herausgefischt und von einem bärtigen Mann, der nach Zwiebeln und Tabak roch, »wiederbelebt«. Meine Tante berichtet, ich hätte kein Wort gesagt, hätte nicht geweint und hätte ausgesehen, als ob man mich aus einem schönen Traum geweckt hätte.

Géza Róheim, mein Lehranalytiker, deutete den Vorfall im Sinne Férenczis (*Versuch einer Genitaltheorie*, 1924; nachgedruckt in *Schriften zur Psychoanalyse*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1972, Bd. II, S. 317–400) als »thalassale Regression«, als Versuch der Rückkehr zur Mutter, zum Fruchtwasser, zum pränatalen Frieden, zum Wasserleben unserer phylogenetischen Vorfahren. Ich bin willens, das zu akzeptieren, aber es setzt eine noch ältere Urszene voraus, die ich weder aus dem Gedächtnis noch aus den Erinnerungen meiner Eltern und Verwandten rekonstruieren kann.

Ein Vierteljahrhundert nach dem Teich von Pulvermühle – das Jahr war 1941, und der zweite der großen Kriege war nun bereits im zweiten Jahr – hatte ich eine Freundin, deren Mann mit einer anderen durchgebrannt war. Ich lernte sie kurz nach der Geburt des Kindes kennen, das er ihr hinterlassen hatte, und erinnere mich, daß ich sie eines Sonntagmorgens im Bett fand, das Kind im Arm, beim Stillen. Ich wollte zu ihr, aber sie sagte, sie müsse das Kind erst ins Nebenzimmer bringen, und während sie im Bett saß und die Bettdecke hochhob, um aufzustehen, entglitt ihr das Kind und lag plötzlich auf dem Bauch zwischen ihren Beinen.

Beide, Mutter und Kind, waren nackt, es war Hochsommer, mitte August und warm wie im Brutofen. Einen Augenblick lang sahen beide, Kind und Mutter, verdutzt aus, und dann begann das Kind – eine Szene, die ich nie vergessen werde – mit schier unglaublicher Energie und Willenskraft den Versuch, in die Mutter hineinzukriechen. Die kleinen Händchen, das kleine Köpfchen, der ganze kleine Körper schien mit der unaufhaltsamen Zielstrebigkeit einer Naturkraft darauf erpicht, dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen war.

Die Mutter war bestürzt und verlegen, hob das Kind empor und verschwand mit ihm im Nebenzimmer. Ich blieb stehen, erstarrt wie das Weib des Lot, denn ich hatte etwas gesehen, das Lot nicht sehen sollte. Ich war in Kanada, meine Eltern waren in Deutschland geblieben, der Krieg hatte uns getrennt, ich konnte meine Mutter nicht fragen, ob ihr, ob mir je Ähnliches geschehen war. Sie starb, ehe ich sie fragen konnte, und als ich meinen Vater fragte, ob er sich je an eine solche Szene erinnern könne, sagte er, erstens sei er zu jener Zeit Soldat gewesen und zweitens sei meine Mutter, Donnerwetter nochmal, eine anständige Frau gewesen und hätte niemals nackt mit mir im Bett gelegen. Ich fragte ihn, woher er das wissen wolle, da er doch im Krieg gewesen sei, und er antwortete, sowas wisse man eben, basta.

Als ich Róheim kurz vor seinem Tode zum letztenmale sah und ihm die Geschichte erzählte, lachte er und versuchte dann Freuds Thantostheorie zur Erklärung heranzuholen: Rückkehr zum Mutterleib als Wunsch der Rückkehr zur vorgeburtlichen Existenz, also zum Tode. Aber da mich die These eines Todestriebes nie überzeugt hat, war das weder als Steinchen im Mosaik der Vergangenheitsrekonstruktion noch als Mittel zur Selbsterkenntnis von Nutzen. Trotzdem glaube ich, daß hier der Schlüssel zu den ichbildenden Elementen meines späteren Lebens, zu den ichspezifischen Gedanken des Erwachsenen und

zu den charakterbedingten Entscheidungen des reifen Lebens liegt. Eine so panische Wucht des *déjà vu* kann eigentlich nur von dem verlorenen und wiedergefundenen Schlüsselerlebnis ausgeübt werden. Manche werden mit solchen Erfahrungen fertig, die meisten in der bürgerlichen Gesellschaft nicht. Lots Feinde wurden mit Blindheit geschlagen, als sie die Wahrheit sahen, aber Lot überlebte und zog nach Zoar.

Vergleiche ich die Kindheits- und Jugenderinnerungen meiner Freunde und Altersgenossen mit meinen eigenen, so fallen mir als erstes ihre Beschwerden über das Unverständnis, den Eigensinn und die Selbstsucht ihrer Eltern auf. Nichts Derartiges bedrückt mich in meinem Verhältnis zu meinen Eltern. Ich werde von ihnen zwar als »schwieriges« Kind beschrieben, und ich muß ihnen durch mein eigenes Unverständnis, meinen Eigensinn und meine Selbstsucht das Leben tatsächlich schwergemacht haben, aber trotz zahlreicher Kräche, die bei mir ebenso nachhaltige Spuren hinterlassen haben wie bei ihnen, vermag ich ihnen kein Körnchen eines Vorwurfs anzulasten. Wenige Kinder können auf soviel Geduld, soviel Einfühlungsvermögen und soviel Liebe gestoßen sein wie ich bei beiden Elternteilen. Und doch ist mein Verhältnis zur Mutter ein grundsätzlich anderes als zum Vater. Es könnte, denke ich heute, etwas mit sehr früher, niemals bewußt gewordener, intensiv verdrängter und prompt überkompensierter Homosexualität zu tun haben. Das würde nicht nur meine lebenslange Scheu vor intimen Gesprächen mit Männern, sondern auch eine gewisse Distanz erklären, die ich bis zum heutigen Tage meinem Vater gegenüber empfinde. Wenn ich als Kind sexuelle Probleme hatte, ging ich mit meinen Fragen stets zur Mutter, nie zum Vater. Das hat sich mein ganzes Leben lang in all meinen Beziehungen zu Frauen und Männern niedergeschlagen. Die Freunde meiner Jugend, die mir geblieben sind, haben mir mit ungewöhnlicher Treue und Loyalität in allen Krisen und allen Nöten beigestanden. Umgekehrt kann auch ich mir nicht vorstellen, jemals zu zögern oder gar nein zu sagen, wenn einer meiner Freunde eine Bitte an mich richten oder Hilfe von mir erwarten würde. Wie ich meinen Vater, der früh im Leben seinen Unterhalt verloren hat, mein ganzes erwachsenes Leben hindurch ernährt habe, einerlei wie schlecht es mir selbst von Zeit zu Zeit ging, so scheint es mir selbstverständlich und unabweisbar, daß man auch den Freunden bedingungslos zur Verfügung steht, wenn man um Hilfe gebeten wird. Aber ich habe nie im Leben ein wirklich intimes Gespräch mit einem männlichen Wesen führen können. Alles,

was gänzlich privater Natur ist, was Sexualität, Affekt, innerstes psychisches Erleben anlangt, habe ich nur mit Frauen besprechen und teilen können. Das hat meine Lehranalyse bei Géza Róheim äußerst schwierig gemacht. Hätte ich noch einmal das Bedürfnis einer Analyse, so weiß ich heute, daß ich sie nur bei einer Frau machen könnte.

Das prägende Erlebnis meiner Kindheit war die Liebe, das Einfühlungsvermögen, die Geduld, die Verlässlichkeit, die Diskretion und Krisenfestigkeit meiner Mutter. Sie hat nie viel gesprochen, und das hat mir einen gewissen Zweifel an der Macht des Wortes gegeben. Jedes Wort, das sie gesagt hat, traf den Kern der Sache, und das hat mich zur Präzision erzogen. Wenn ich mich in Not befand, krank war, Sorgen hatte, war sie stets da. Einerlei wie spät der Abend, wie früh der Morgen, wie dunkel die Nacht – sie war sofort wach und an meinem Bett, wenn ich Kummer hatte. Sie fragte nicht, was los war, denn ich hätte in vielen Fällen sowieso nicht zu antworten vermocht. Sie war einfach da, und man wußte, daß sie verstand. Nur in ihrer Nähe zu sein, gab Kraft, Zuversicht, Ruhe. Je ernster die Situation, je schwerer die Krise, desto ruhiger wurde sie und desto heilsamer wurde die Kraft ihrer Ruhe.

Was ich in anderen Frauen gesucht und gefunden habe, war jenseits der Befriedigung sexueller Wünsche deshalb auch stets die Verkörperung dieser Tugenden, die mir bis zum heutigen Tage spezifisch weiblicher Natur zu sein scheinen. Im Gegensatz zur patriarchalischen Legende, daß gerade Verlässlichkeit, Diskretion und Krisenfestigkeit männliche Qualitäten seien, habe ich sie bei Männern nur dort entdecken können, wo sie von der Mutter übernommen worden waren. Besaß der Vater sie, so versuchte er meist, sie dem Sohne als Pflicht einzuprägen – mit dem Resultat, daß der Sohn sie ablehnte, um sich durch Distanzierung vom Vater seine Selbständigkeit und seinen Selbstrespekt zu erwerben. Besaß die Mutter solche Tugenden, so versuchte sie dagegen kaum je, sie dem Kinde zu oktroyieren, sondern wirkte allein durch ihr schweigendes Vorbild und vermied dadurch den üblichen Widerstandsmechanismus. So wirkte meine Mutter jedenfalls auf mich: Was bei jedem Versuch meines Vaters, mich in dieser oder jener Richtung zu »erziehen«, sofort zu psychischen Gegenreaktionen und damit zu einer völlig anderen Charakterentwicklung geführt hätte, übte durch das schweigende Beispiel meiner Mutter jenen didaktischen Einfluß aus, den ich noch heute für den einzigen wirksamen halte – den Einfluß der Vorbildperson, die kein Vorbild sein *will*, sondern eines *ist*.

Meine Mutter, Hertha Blochert, wurde am 17. September 1882 in Altwarp, einem Fischerdorf am Stettiner Haff (Kreis Ückermünde), geboren und lernte meinen Vater in Berlin kennen, als sie Stenotypistin bei der Firma Abelsdorff & Meyer, »Kleiderstoffe engros«, und er dort Lehrling war. Sie heirateten am 30. April 1914. Am 28. Juni wurde Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet, am 31. Juli verkündete Deutschland die allgemeine Mobilmachung, am 4. Januar 1915 wurde mein Vater eingezogen, am 12. April 1915 wurde ich geboren und am 10. April 1916, zwei Tage vor meinem ersten Geburtstag, lernte ich meinen Vater kennen, als er seinen ersten Urlaub erhielt. Am 7. November 1918 kam er zum letztenmal auf Urlaub nach Hause, am 9. November brach die Revolution aus, und da Vater es unter diesen Umständen für wenig sinnvoll hielt, noch einmal zu seinem Truppenteil zurückzukehren, beginnt meine eigentliche Bekanntschaft mit meinem Vater an diesem Tage. Ich war damals drei Jahre und sieben Monate alt.

Während mein Vater an der Front war, hatte meine Mutter begonnen, für Freunde und später auch für andere Leute Kinderkleidung zu nähen. Ich weiß nicht, ob sie das tat, um die Einsamkeit zu überwinden, also als eine Art Beschäftigungstherapie, oder um Geld zu verdienen oder vielleicht aus schierer Kinderliebe. Ich weiß nur, daß sie einen Überschuß an Mutterliebe besaß, der sich zweifellos auch in der Wahl ihrer Arbeit niederschlug. Aus einer Freizeitbeschäftigung wurde im Jahre 1919 dann eine berufliche: Meine Eltern machten einen Laden für Kinderkleidung in Charlottenburg auf. Er ging schlecht, weil Vater und Mutter von unheilbarer Ehrlichkeit und deshalb konstitutionell ungeeignet für das Gewerbe waren, das sie sich ausgesucht hatten. Preistreiberei lag ihnen nicht, sie verkauften ihre Ware für kaum mehr, als sie bezahlt hatten, und da keiner von beiden es fertigbrachte, dem König Kunden Honig ums Maul zu schmieren, torkelte das Geschäft meine ganze Kindheit hindurch am Rande des Konkurses. Immer wieder mußte mein Vater auf Arbeit gehen, um uns vorm Verhungern zu bewahren, immer wieder fand ich mich mit meiner Mutter allein im Laden, allein im Hause, allein mit der Misere der Armut. Erst als die Inflation kam und die Käufer ihr Geld so schnell wie möglich ins nächste Geschäft trugen, um statt nutzlosen Papiers irgend etwas Nutzvolles in die Hand zu bekommen, klingelte die Kasse – mit dem Resultat, daß meine Eltern sich nach ein paar Wochen mit Bergen von wertlosen Geldscheinen und einem leeren Lager konfrontiert sahen. In jenem Monat wären wir wahrscheinlich zugrundegegangen, wenn mein Onkel Georg, der die Schwester

meiner Mutter geheiratet hatte, nicht aus Altdamm, einer Kleinstadt am Haff, mit Bauernbrot, Schinken und – wenn ich mich recht erinnere – einigen Golddukaten gekommen wäre, um uns durchzufüttern und die dringendsten Schulden zu bezahlen.

Der Laden, Kaiserdamm 116, und die hinter ihm liegende, in die Nebenstraße mündende Wohnung, Witzlebenstraße 1, markierten die Grenze zwischen den Großbürgern der »Kaiserlichen Axe« Unter den Linden/Charlottenburger Chausee/Bismarckstraße/Kaiserdamm/Heerstraße und den Proletariern der Querstraßen. Im ersten Schuljahr, ich war sechs und es war das Jahr 1921, hatte ich bereits alle Straßen im Umkreis von zehn Kilometern oder mehr zu inspizieren begonnen. Die Stadt war eine Wildnis, ein unbekanntes Land, bewohnt von fremdartigen Wesen, die man erkunden mußte, wenn man die Welt verstehen wollte. Im Osten war ich bis zum Alexanderplatz, im Norden bis nach Siemensstadt, im Westen bis zur Havel, im Süden bis nach Lichterfelde vorgestoßen. Wo ich auch hinkam, überall das gleiche Bild: arbeitslose Männer unter den Laternen, an den Straßenecken, in Hauseingängen, auf Parkbänken. Schlangen müder, hoffnungsloser Frauen in gestopften Mänteln und zerschlissenen Schuhen, mit rotgefrorenen Händen und leeren Einkaufsnetzen vor den Lebensmittelräden. Schlangen müder, hoffnungsloser Männer und Frauen vor den wenigen Fabriken, den wenigen Bürohäusern, Banken, Versicherungsgesellschaften, die auch nur eine einzige Stellung anzubieten hatten. Ein Gram, eine Verzweiflung, eine Entwürdigung des Menschen, die den Kindern bereits das Herz zerbrach.

Wenn ich vertrottelte Schwätzer heute im Fernsehen von den »golden« zwanziger Jahren faseln höre, dreht sich mir noch immer der Magen um. »Golden« waren sie für die Schieber, die Kriegsgewinnler, die Spekulanten, die an der Inflation verdienten. Das war eine Minderheit, und sie war so klein, daß man sie kaum wahrgenommen hätte, wenn sie nicht nach Thorstein Veblens Rezept in so penetranter Weise »conspicuous consumption«, demonstrative Verschwendug, betrieben hätten. Es ist eines der am besten gehüteten Geheimnisse der bürgerlichen Nostalgieproduktion, daß all diese Charleston tanzenden, Sekt trinkenden, Kaviar fressenden Geschöpfe der »golden« Zwanziger ihr Gold aus der ins Ungeheuerliche verschärften Ausbeutung der Armen bezogen. Das machte ihre Arroganz, ihre Schamlosigkeit, ihre Protzerei um so ekelhafter.

Meine Kindheit ist unauslöschlich mit Bildern der Demütigung, der Armut und des Hungers verätzt. Selbst das wäre aber noch zu ertragen, wenn ein jedes dieser Bilder nicht von einem zweiten, dem der

Prasserei, der Völlerei, der Hurerei, überlagert wäre. Nicht die schamlose Selbstdarstellung der Ausbeuter, sondern die gleichzeitige Zur-schaustellung ihrer Opfer war es, die den Ekel auslöste: hier die totale Auspowerung des Menschen und dort – nur wenige Häuserblöcke weiter – die parfümierten Luxushuren in Pelzmänteln, mit Perlenketten und Straußfedern ausstaffiert, gefolgt von zigarrenrauchenden, gut gefütterten Männern, die Geldscheine hinblätterten wie Spielkarten. Durch die Fenster der Restaurants konnte man sie dinieren sehen, unfaßbare Mengen unbekannter Speisen vertilgend, Wein saufend wie Schweine aus dem Trog. Manch anderen Überlebenden jener Jahre ist es gelungen, sich von diesen Erinnerungen zu emanzipieren und ein Gesellschaftssystem als »normal«, als »demokratisch«, als »Rechtsstaat« zu akzeptieren, das den Hunger der einen und die Völlerei der anderen als unabänderlich betrachtet. Mir nicht. Wenn das die »freie« Marktwirtschaft ist, dann muß diese Art von »Freiheit«, diese Art von »Marktwirtschaft« ein für allemal beseitigt werden.

Kam ich von diesen Expeditionen in Feindesland nach Hause zu meiner armen vergrämten Mutter, die mir aus ihrer eigenen Entmutigung Mut zu machen suchte, lief mir die Galle über. Mit acht Jahren war die Zeit vorbei, aus mir je im Leben einen »systembejahenden«, einen »angepaßten«, einen »normalen« Bürger zu machen. Zwar zweifelte ich schon damals, ob ich das Zeug in mir haben würde, das zu tun, was die Pflicht des Verantwortlichen in dieser verantwortungslosen Gesellschaftsordnung gewesen wäre: mein ganzes Leben der Beseitigung dieser »Ordnung« zu widmen; aber ich wußte bereits mit acht Jahren, daß ich zumindest meine freie Zeit, alles, was mir außerhalb meiner Berufstätigkeit übrigbleiben würde, diesem Ziel widmen müsse.

Es ist mir deshalb schwergefallen, mich mit den Söhnen der Bürger zu identifizieren, die sich in den sechziger Jahren, den Jahren des Wohlstands der bürgerlichen Klasse, zur »Neuen Linken« formiert haben. Der Unterschied zwischen ihrer Jugend und meiner war zu groß. Wenn die amerikanischen Quäker mir und meinen Altersgenossen in den zwanziger Jahren nicht von Zeit zu Zeit warme Schulmahlzeiten gespendet hätten, wären viele von uns verhungert. Manchmal Haferflocken und manchmal Kakao mit echter Milch zubereitet, das hielt uns am Leben und gab uns Hoffnung, eines Tages, wenn wir genug Kraft gewonnen hatten, die Gründe des Hungers zu entdecken und zu beseitigen. Ich finde es auch heute noch schwer, die Ernsthaftigkeit derjenigen zu akzeptieren, die ohne konkrete Erfahrung von Hunger und Armut die Welt von Hunger und Armut zu befreien gedenken.

Früher oder später, wie es ja bereits seit etwa 1973 geschehen ist, verlieren die intellektuellen Apostel der Revolution ihr Interesse an der Revolution und wenden sich anderen intellektuellen Moden zu. Aber diejenigen, die mit dem Hunger aufgewachsen sind und den Gram ihrer Mütter als nie tilgbare Schuld auf sich genommen haben, werden nie aufgeben.

Vom dritten Volksschuljahr an war mir klar, daß die Schule nicht zur Ermutigung des selbständigen Denkens, sondern zu dessen Verhinderung da war. Der Schüler sollte die Verdummungsmechanismen nicht durchschauen, sondern internalisieren. Um das den Mitschülern am täglichen Lernpensum klarzumachen, mußte man sich möglichst oft melden, dem Lehrer genau die Antwort geben, die er hören wollte, und dann in ein paar scheinbar weggeworfenen Sätzen demonstrieren, weshalb die erwartete Antwort in Wahrheit falsch und die richtige Antwort sowohl unerwartet wie unerwünscht war. Ich tat das vom neunten Lebensjahr an so systematisch, daß die meisten Lehrer Angst bekamen, wenn ich mich meldete, und mir lieber ein Zeugnis voller Einsen ausstellten, als mich vor versammelter Klasse sprechen zu lassen.

1925 verließ ich die Volksschule in der Witzlebenstraße und zog in die Sexta der Leibniz-Oberrealschule ein, die sich in der Schillerstraße zwischen Grolmann- und Hardenbergstraße befand – oder zwischen Schiller- und Renaissancetheater, wie sich das in meinem Gedächtnis darstellt, denn bald verbrachte ich mehr Zeit in den beiden Theatern als in der Schule. Meinen neuen Schulmeistern muß ich mit meiner täglichen, präpotenten Klugscheißerei noch mehr auf die Nerven gegangen sein als meinen Volksschullehrern, denn oft liefen unsere Wortgefechte, statt den Beweis zu liefern, daß die Schule eine Klasseninstitution sei, eher auf den eitlen Versuch hinaus, dem anderen zu beweisen, daß man schneller denken könne als er. Was mich im zwölften oder dreizehnten Lebensjahr vor der Entgleisung in schiere Rechthaberei rettete, war eine kleine, gelbe Zeitschrift namens *Der Schulkampf*, die mir ein Primaner auf dem Schulhof zusteckte. Sie trug den Untertitel »Organ der sozialistischen höheren Schüler, herausgegeben vom SSB« und war das erste Exemplar der ersten Schülerzeitschrift der Weimarer Republik. Das Datum war September oder Oktober 1928. Hier entdeckte ich, daß es andere in Berlin gab, die so dachten wie ich, daß ich also nicht, wie ich bis dahin befürchtet hatte, zur Einzelgängerei verdammt sei. Das war eine kaum in Worten beschreibbare Erlösung aus der Einsamkeit. Es war auch der Anfang meines politischen Lebens.

Zwar hatte ich mir schon mit elf oder zwölf Jahren in Streiks und Demonstrationen die ersten Beulen geholt, aber wer die Erwachsenen waren, die mich halb lächelnd, halb kopfschüttelnd in ihren Reihen mitmarschieren ließen, war mir bis dahin nicht gänzlich klar geworden. Da gab es die Reichsbannerleute in ihren grauen Windjacken, die Rote Front mit ihren Schiebermützen, die Roten Kämpfer der Kommunistischen Arbeiterpartei, die KPD-Opposition und viele andere, die mir alle unterstützenswert schienen, weil sie für die Arbeiter und gegen die Zinsleinpicker waren. Aber da ich niemanden kannte, mit dem ich mich aussprechen konnte, kam meine politische Orientierung bis zum dreizehnten Lebensjahr nicht über eine generelle Obrigkeitsfeindlichkeit hinaus. Der Feind schien mir vor allem in den Raffkes, den Schiebern, den Parvenüs und Spekulanten, den Geldprotzen und Inflationsgewinnlern, aber auch in der Polizei verkörpert zu sein, weil sie stets und überall die Reichen schützte und die Armen zusammenschlug. Aus dieser vagen, eher nihilistischen als sozialistischen Opposition zum bürgerlichen Establishment begann sich erst nach meiner Kontaktaufnahme mit der Redaktion des *Schulkampf* eine halbwegs klare Vorstellung der wirklichen Gesellschaftsverhältnisse meines Vaterlandes zu entwickeln.

Ich bin mir heute nicht mehr ganz sicher, ob mein Gedächtnis mich hier trügt, aber ich habe die dumpfe Erinnerung, daß eine der ersten Nummern des *Schulkampf* einen Artikel über einen prügelnden Lehrer der Leibniz-Oberrealschule enthielt. Daß die Zeitschrift seinen vollen Namen nannte und wahre Berichte über sein Verhalten brachte, imponierte mir. Ich erbot mich, den *Schulkampf* in meiner Schule zu vertreiben, wurde erwischt, verwarnt, zum zweitenmal erwischt, zum Schulrektor gebracht und schließlich, in der Obertertia, relegiert. Das war für meine Eltern eine Schande, aber es wäre für Vater und Mutter gerade noch tragbar gewesen, wenn sich danach nicht alle Schulen in Charlottenburg geweigert hätten, mich aufzunehmen. Meine Mutter, nicht mein Vater, begann nun, die Schulen der anderen Stadtteile zu bekennen und erbettelte sich schließlich die Erlaubnis, mich zu Ostern des Jahres 1930 in die Untersekunda des Grunewald-Gymnasiums einzuschulen, das damals als liberalste Schule Berlins galt.

Mittlerweile war ich dem SSB, dem Sozialistischen Schülerbund, beigetreten und hatte begonnen, regelmäßige Beiträge für den *Schulkampf* zu schreiben. Dies waren die Jahre der strikten Abgrenzung der SPD von allen anderen Arbeiterparteien und den daraus folgenden KPD-Angriffen auf die Sozialdemokraten als »Sozialfaschisten«. Im

damaligen SSB gab es wahrscheinlich das einzige Bindeglied zwischen den verfeindeten Parteien der Arbeiterklasse. Als sich 1931 ein linker Flügel der SPD aus Protest gegen die Anti-KPD-Politik der SPD-Führung löste, um unter dem Namen Sozialistische Arbeiter-Partei Deutschlands eine gezielte Einheitsfrontpolitik zu betreiben, war der Zeitpunkt für eine solche Linie bereits verfehlt.

Die SSB-Diskussionen zwischen SPD, KPD, SAP und anderen sozialistischen, kommunistischen und syndikalistischen Jugendgruppen gehörten zu den interessantesten, lebendigsten und aufschlußreichsten Erlebnissen meiner Jugend. Nominell war der SSB eine freie, allen Sozialisten und Sympathisanten zugängliche Organisation der höheren Schüler Deutschlands. Tatsächlich wurde der SSB von der KPD geführt, aber so klug, an einer so langen Leine, mit einem solchen Maß von taktischer Toleranz, daß selbst die Aufgeweckten unter uns erst nach längerer Zeit merkten, wo das Schwergewicht der politischen Arbeit lag. In meiner eigenen politischen Entwicklung haben diese Diskussionen jedenfalls die Lektion hinterlassen, daß die Einigung der Arbeiterparteien die wichtigste und dringendste Aufgabe der politischen Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Obgleich ich mich in den Jahren 1930 bis 1931 mit aller verfügbaren Geduld und Sorgfalt um die Unterstützung all meiner Mitschüler in all ihren Problemen bemüht hatte – oder vielleicht eben deshalb –, wurde ich gegen Ende der Obersekunda zum zweitenmal relegiert. Der berühmte Liberalismus der Schule klappte zusammen, sobald man ihm auch nur halbwegs auf den Zahn fühlte. Unser Deutschlehrer Goßlich, der nicht dumm, aber korrupt war, beklagte sich bei unserem Rektor darüber, daß ich ihm dauernd während des Unterrichts widerspräche und er deshalb keine Disziplin aufrechterhalten könne. Von meinen politischen Ansichten sagte er wohlweislich nichts, denn das wäre bei unserem Rektor, der auf seine politische Toleranz stolz war, nicht gut angekommen. Aber privat machte er mir die Auflage, weder für den *Schulkampf* zu schreiben noch ihn zu verteilen. Als ich das ablehnte, ging er über des Rektors Kopf hinweg zum Magistrat und erwirkte ein Ausschlußverfahren aller SSB-Mitglieder aus allen Berliner Schulen.

Das war nicht nur für mich, sondern für rund tausend Mitglieder eine ernste Sache. Natürlich mußten die Schulen erst einmal den Beweis erbringen, daß ein Schüler Mitglied des SSB war, ehe sie ihn relegieren konnten, aber eben darin lag das Druckmittel: Wenn ein Schüler die Zeitung verteilte, dann bestand die Wahrscheinlichkeit, daß er Mitglied war. Also galt Verteilung der Zeitschrift von da an als Indiz der